



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tauber, J. S.: Ein Vormittag bei Heinrich Heine.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



und nichts verfezt ihn in so heitere Stimmung, als die Notizen, Nachrichten und Zeitungsschlangen über ihn, die sich seit einiger Zeit durch alle deutsche Blätter ziehen. Freilich ist die linke Hand gelähmt, aber die Rechte reicht er freundlich noch den Landsleuten, die ihm mehr oder minder Grüße und frisch gepflückte Lorbeer aus der Heimath bringen, obgleich mancher von ihnen nicht selten vor seiner Abreise in einem Winkelblatt ihn geschmäht und verlästert! Auch das linke Auge ist gänzlich gelähmt und Heine hat es immer geschlossen, aber mit dem rechten Auge sieht er einer schönern Zukunft Deutschlands entgegen, wo kein Hamburgischer Senator und kein Berliner Gensdarm den besten Söhnen des Vaterlandes die Rückkehr in die Heimath wird wehren dürfen, wo kräftige Arme nicht in Amerika den dürrn Boden lockern müssen, weil sie in ihrem „von Gott gesegneten Vaterlande“ nicht die Steuer zahlen konnten, wo Deutschlands Dichter nicht in englischen Buden um's liebe Brod Geschäftsbriefe schreiben müssen. Viele andere Lyriker sind bis dahin vergessen, viele blühende Lorbeer- und andere Blätter verdorrt und abgefallen, mancher jetzt in den Himmel Gehobene liegt dann in dem ödesten Stück Erde gestürzt, das einem Dichter werden kann, in der Gleichgiltigkeit seiner einstigen Hörer und Leser, und der poetische Engel mit dem teuflischen Lachen. Heinrich Heine freut sich nicht wenig darauf!

Es sind kaum drei Monate, daß ich bei Heine war. Zu den unvergeßlichen Stunden edleren Genusses in der glücklichen Weltstadt, dem Mecca der Geister wie des Materiellen, in dem einzigen Paris, rechne ich den Vormittag, den ich bei Heine verlebte. In die Faubourg Poissonnière biegt links ein enges Gäßchen ein, das dadurch entstehende Eckhaus ward mir als Nr. 41 und als Heine's Wohnung bestimmt. Ich stieg drei holzbelegte, polirte schmale Treppen, wie man sie so oft in Pariser Privathäusern findet, hinauf, und stand bald athemlos vor einer kleinen gelben Thür. Mein geistreicher und liebenswürdiger, so schnell bekannt gewordener Landsmann Moriz H. hatte vor einigen Tagen schon von mir mit Heine gesprochen; furchtlos und hoffnungsvoll also zog ich die grünseidene Glockenschnur. Eine Dame, mit italienischem Haar und Auge, französischer Toilette und dabei ein gutdeutsches freundliches Lächeln im schalkhaften Gesichte, öffnete die Thür und sagte, nachdem sie einen kritischen Blick auf meinen vaterländischen schwarzen Frack geworfen: — Monsieur Eene n'est pas chez lui. — Das war unangenehm! Ich freute mich schon auf Heine, seitdem ich seine ersten Lieder gelesen, und besonders seit einigen Tagen, da er

mich durch Freund G. zu sich laden ließ. — *C'est déjà longtemps qu'il est sorti?* — frug ich mis'muthig. — *Il n'est pas encore sorti,* — scholl jetzt eine dünne hohe Stimme aus der halböffnenen Cabinetsthür, und gleich darauf erschien ein kleiner Mann, weder mager noch dick, nicht jung und nicht alt; der etwas gebückte Kopf neigte sich oft zur linken Schulter, das blasse Gesicht trug deutlich die Spuren einer noch nicht überstandenen Krankheit; kurze braune Haare fielen ordnungslos auf die hohe gewölbte Stirne und einige graue, die sich zudringlich unter die dunklern mengten, riefen still ihre Sarkasmen über die Eitelkeit, womit der Besitzer noch vor wenigen Jahren mit der Hand durch die romantischlangen Locken fuhr. Es war Heinrich Heine! der Mann, den viele Deutsche liebten, den Alle eifrig lasen, dem alle Frauenherzen zustrogen, und der nun gebrochen, lebensfadt und müde vor mir stand. Die linke Hand war regungslos in die Tasche eines gelben Schlafrocks gesteckt, die Rechte reichte er mir freundlich zum Gruße.

— *Entrez toujours,* Sie bekommen sonst keinen Pariser in seinem Zimmer zu sehen, wenn Sie den Thürhütern immer glauben wollen, — rief er lachend und so laut, als ob ich taub wäre, dabei lief er schnell voran, daß ich kaum folgen konnte.

— Ich glaubte der ehrlichen Miene der brünetten Dame, — sagte ich, von dem Cours durch die drei Zimmer etwas außer Athem. — Geniren Sie sich nicht, sagen Sie nur: *noirette!* — lachte er wieder, indem er mir einen Sitz anbot, — Madame Heine, oder Lina, wie sie sich nennt, läßt Vormittags keinen Deutschen zu mir, überhaupt nichts, was nicht fränkischer Abkunft ist, nicht ein Mal deutsche Briefe, wenn sie nicht frankirt sind. — Nach einer Pause, in welcher sich Madame zu ihm gesetzt und er wie gewöhnlich sich belacht hatte, sagte er: — Merkwürdig, mit welchem richtigen Blick sie die Deutschen erkennt, obgleich sie kein deutsches Wort versteht, außer wenn ich mit Damen deutsch spreche, oder wenn sie die ... Zeitung liest, *n'est pas ma biche?* — rief er und fuhr recht väterlich mit der Hand über ihre schwarzen Scheitel. — Ja, mein Err' — sagte sie lächelnd in gebrochenem Deutsch. — Ich habe Sie in den ersten Worten als Deutschen erkannt, — fuhr er zu mir gewendet fort, — und mußte so die Gute zur Lügnerin machen.

In diesem Augenblick rief eine heifere, versoffene Stimme im Vorhofe die Siege der polnischen Insurgenten aus, wie zweihundert Krakauer zwölftausend Feinde in die Flucht geschlagen haben; im Nu war Madame auf der Treppe und nach einigen Minuten kam sie mit freudetrunkenen Blicken und einem großen Blatte hereingelaufen.

— Die Polen siegen, — rief sie und eilte in ihr Zimmer, um die Freudenbotschaft noch ein Mal zu überlesen.

— Die Kasse kann das Mauseln nicht lassen! — rief Heine, — und die Franzosen sind glücklich, wenn es irgendwo eine Revolution, und wär's in Peking, gibt, und gar gegen Rußland! ich glaube, wenn Luftballons stabil wären, es verkaufen morgen dreißigtausend Pariser ihre Garde-National-Uniform und fliegen nach Krakau. — Wir sprachen lange und kamen vom Hundertsten in's Tausendste. Er frug mich, da ich eben aus Italien kam, über mehrere italienische Städte, deren Verhältnisse und Politik, über Roms Schätze, die er leider nicht gesehen, obgleich das Gerücht ganz ungegründet sei, daß ein Deutscher (er meinte mit diesen trockenen Worten keinen Anderen als Börne) von ihm schrieb, er habe Rom nicht besucht aus Furcht vor einigen gedungenen Stiletten.

Ich erzählte ihm Manches vom italienischen Leben und Treiben, von meinen sonstigen Reiseplänen, von meinen Hoffnungen, bald wieder Deutschland zu sehen, und wie viele Deutsche in Paris mich darum beneiden, weniger des Genusses als um des Stoffes willen, den jede ähnliche Reise zu — Reisenovellen und einbändigen Skizzen gibt. — Setzen Sie sich doch gütigst hier herüber, — unterbrach er mich, — ich höre nicht auf dieser Seite. Ich beneide Sie auch, — sagte er dann mit einem rührend-ernsten Ton, den ich dann nie wieder von ihm hörte, — denke ich zurück, wie jung ich damals war, als ich das Alles so schön gesehen, mit welcher Liebe ich es geschrieben und von welchen elenden Recensenten ich herabgerissen wurde, dann sehe ich erst, welches Glück ich immer gehabt habe und — nimmer haben werde. — Machen Sie unsere Hoffnung nicht zu Schanden, — rief ich, seine Hand innig fassend; — was liegt auch an den scheelfüchtigen Urtheilen! Der edle Hirsch hat immer die Meute unter sich, und je vollzähliger das Geweih, desto eifriger die Heze, desto lauter das Gebell. Deutschland erwartet, wenn auch noch nicht Ihre Memoiren, doch wenigstens — O, es ist aus, — unterbrach er mich wieder, schmerzlich lächelnd, — es ist aus! was soll ich mit einem halben Hirne anfangen, was mit einem halben Herzen schreiben? Ich überlasse es den Andern, — schloß er höhnisch lächelnd und der ganze Heine'sche Egoismus schwamm in diesem Lächeln. — Es ist wahr, — erwiderte ich etwas verletzt durch den Eigendünkel dieses Mannes, der durch kleinliche Züge oft den großen Dichter vergessen machte, — Sie haben es ihnen Allen, wenn auch nicht verdorben, doch sehr erschwert; es erreicht Keiner die Prosa von Heine, reden wir in

der dritten Person von ihm. — Ich kenne ihn leider von der ersten, — schaltete er, lange lachend, ein. — Aber, — fuhr ich lauter und ernst fort, — es regt sich jetzt ein anderer Geist im jungen Deutschland! Die Lyrik, die früher alle Kräfte — alle Federn besaß und sie von den gewichtigen Vaterlandsfragen und Arbeiten entfernte, die Jungfrau, die keusch, ohne Interesse an weltlichen Dingen zu nehmen, vereinzelt dastand und sich von Frühlings-Stanzen und Liebessonetten ernährte, hat das Alleinleben jetzt langweilig gefunden, die alten Anbeter sind gestorben und vergessen, die jungen finden sie monoton und sie hat den Heiligenschein abgelegt und hört nicht nur Apollo, sondern auch sehr gern Mars' Erklärungen an. Es ist das Wort zur Zeit jetzt in Deutschland an der Zeit, der deutsche Ernst lispelt nicht mehr Götterische Idyllen, er ruft tönend seine Wünsche — ja seine Forderungen, und nimmt er auch noch manchmal den lyrischen Mantel um, so geschieht's, um die Zeitgenossen, die der Nacktheit noch ungewohnt sind, nicht zu erschrecken, so geschieht's leider noch aus Furcht, daß einige zimperliche Federn es nicht für ästhetisch erklären werden, die Glieder, so edel sie auch sind, bloß zu zeigen, von den Uebeln, so schädlich die wärmende Decke auch ist, zu sprechen.

— Und Sie glauben, das hält sich? — frug er bitter, — ich bereue es, die wenigen politischen Gedichte veröffentlicht zu haben, die ich schrieb. Gehen wie auf Ihre lange Metapher ein — Apollo und Mars werden aber sich nicht lange verhalten; es ist überhaupt nicht mehr die Zeit für Gedichte, weder hier noch in Deutschland — in Deutschland schon gar nicht! In Frankreich darf der Poet von der Galeere kommen, schreibt er etwas Neues, liest es alle Welt, loben es Alle! Bei uns zu Hause liest Keiner eher ein Buch, bis er sich über die solide Conduite des Dichters erkundigt — von seiner Tendenz überzeugt hat. Und wie Deutschland selbst Hartnäckigkeit für Consequenz nimmt und eher Menschenwürde und Recht, als die traditionellen Codere läßt, so glaubt und urtheilt es auch von anderen Staaten wie von jedem Einzelnen; sie glauben daheim nicht, daß man die Selbstüberschätzung gar bald verliert und, den Leichtsinm bitter bereuend, in der Fremde bei Seite wirft; sie wissen nicht, was das heißt, elf lange Jahre auf den Sprossen des Criss auf- und absteigen; sie werden ihrer Dichter nimmer froh; Jeder schätzt sich glücklich, Marterwerkzeuge für einen vom Volk geliebten Namen herbeizuschaffen, wen das Volk hoch anschlägt, kreuzigen sie hoch an, so war's und bleibt's bei uns — von Wieland bis Heine. — Er schwieg erschöpft. Die gelähmte Zunge

hatte schon lange nicht so viel gesprochen und ermüdete bei den letzten Worten so sehr, daß man die gestammelten Laute kaum verstand. — Sie sehen in der Ferne Alles trüber und nebelumhüllter als daheim, — begann ich nach einer Pause — kommen Sie nach Deutschland. — Wohin soll ich? — rief er leidenschaftlich; — nach Hamburg will ich nicht, nach Berlin kann ich nicht! Sollten Sie es glauben, die österreichische Regierung machte mir, wie ich aus gewissen Quellen weiß, weniger Umstände und Schwierigkeiten zur Hinreise als Preußen! Ich gebe auch den Plan nicht auf, wenn Pyrmont Wort hält und seine Bäder mich stärken, versuche ich eine Reise nach Deutschland und wenn's glückt, besuche ich noch ein Mal Wien, ich habe einige Bekannte dort. — — — Auch Herrn Grillparzer, wenn Sie ihn sehen sollten, bringen Sie meine herzlichsten Grüße. Wünsche erspare ich wohl, er hat ja jetzt einen großen Titel und damit glauben sie ja überschwenglich jedes Verdienst belohnt zu haben! Er war so gütig, mich hier zu besuchen, und ich unterhielt mich so gut mit ihm; er ist so gut, gemüthlich und die Zeit war so kurz, daß ich nicht Gelegenheit hatte, mit ihm Wichtigeres zu besprechen, wie ich es wollte. Er soll mich anders kennen, als aus Zeitungsnotizen; wäre er hier, ich stünde ihm für die erste deutsche Unsterblichkeit gut, so muß ich mir sie aufheben. —

— Um von Ihrem Manuscripte, das mir Hr. S. gab, zu sprechen, nehme ich mit wahren Vergnügen die Dedication an, ich muß Ihnen aber Vieles als Haarbeutel bezeichnen; ich besuche Sie nächstens, wir sprechen dann mehr darüber.

Und er hielt Wort. Wie man auch seine überaus freundliche Zuverlässigkeit auslegen mag, so viel ist gewiß, daß er sich wahrhaft und innig gegen Alles, was deutsche Zunge spricht, benimmt, und Manche mit Rath und — That unterstützt, obgleich die letzte Dankerbschaft nicht so immense war und Campe für die Auktion seiner Werke ihm nur etwa 3 — 4000 Fr. jährlich zahlte.

J. S. Tauber.